

# Unterhaltungsblatt.

Als Beilage zur Preßburger Zeitung No. 98.

Dienstag, den 12. Dezember 1816.

---

## Gabrielle von Stree und der Dichter Racine\*) im Reich der Todten.

G. (sitzt im tiefen Nachsinnen versunken neben einem Amarantenstrauch, den Kopf auf den rechten Arm gestützt; auf ihrem Schooß liegt ein Kranz von Cypressen)

R. (näbert sich ihr ganz leise.) Welch ein Kummer, verehrungswürdige Gabrielle, nagt an Eurem Herzen? Ermuntert Euch doch und klagt mir euer Elend. Ich belausche sehr oft Eure Spaziergänge, und da seh ich denn, daß Ihr immer die stillen Ränder der Einsamkeit aufsuchet.

G. (sich unter einem tiefen Seufzer emporrichtend.) So will es der Genius meiner Bestimmung! Aber besser Ihr hättet mich, lieber Freund, nicht gestöhr. Ihr habt mich in der Deduktion wichtiger Resultate, die die Ausgeburten meiner, an Verzweiflung gränzenden Melancholie sind, sehr unangenehm unterbrochen.

R. Ha! ha! ha! von Melancholie und Verzweiflung könnet Ihr in dem Dickicht einer Taube sprechen, die ein Dunkel beherrscht, wie es die Amoretten wünschen, wenn sie sich bey der Auflösung eratoischer Probleme den Kopf zerbrechen? Was mag Euch so unruhig machen? Ein Frauenzimmer in Euren Jahren, liebe Gabrielle — verzeiht aber, daß ich Euch als ein Feind aller eilenlangen Titulaturen, nur schlechtweg bey Eurem Taufnamen nenne —

---

\*) Wer diese Gabrielle gewesen, werden wir in einem unserer nächsten Blätter näher bestimmen.

G. Ihr beleidigt mich nicht, guter Racine —  
nar . . .

R. (Sie schnell unterbrechend.) Fangt nur nicht wieder nach Eurer Gewohnheit an zu moralisiren! Laßt mich zuvörderst ausreden. Ein Frauenzimmer in Euren Jahren, liebe Gabrielle, will ich sagen, sucht nie ohne eine wichtige Ursache, von dem Bilde der Schwärmeren begleitet, die düstern Hallen der Einsamkeit auf. Es muß in Eurer hochgewölbten Brust ein grausames Feuer lodern . . . Nicht wahr — gebrüdet Euch doch nicht wie eine Lucretia — noch umsäußeln Euer Ohr, im süßen Zauber, die sanften Accorde der Liebe?

G. (unwillig ihren Blick von ihm wegwendend.) Ihr kommt mir heute, lieber Racine, zu poetisch vor! Das Feuer Eurer Dichtkunst, muß in Euern Adern schreckliche Orkane in Bewegung setzen. Ich bitte Euch, redet von den Wirkungen einer Leidenschaft, die in meinem Herzen schon längst verstorben ist, nicht in einer Laune, die Euch wirklich, Trotz aller Eurer Dichterhize nicht ansteht. (mit einem erzwungenen Lächeln.) Invaliden im Dienste Cytherens, lieber Racine, die wie Ihr, auf einer Seite beynabe schon 30 Jahre zählen, erscheinen in einer sehr komischen Attitüde, wenn sie dem geflügelten Götte von Amathunt, den Köcher entwenden wollen.

R. (etwas beschämt.) Aber noch prangen die erhabenen Züge der Schönheit in voller Blüthe, auf den Rosen Eurer Miene; noch belebt Euch das bezaubernde Colorit, das den Charittinern eigen ist, und das einst ganz Frankreich, in Staunen und Verwunderung setzte.

G. „Aber auch zu Neid und Mißgunst wieder Euch anflamnte“ solltet Ihr noch hinzufügen. (verbirgt eine Thräne) O ruft mir durch die Töne der Schmeicheley, die mir einst so süß klangen, daß Vergangene nicht mehr ins

Geda  
Zeit,  
fand,  
ich ei  
Götter  
wesen  
glückl  
so ein  
steine  
S  
selhaf  
Erzäh  
nen fü  
rig m  
sehen,  
zug;  
Ihr o  
an de  
G  
Hier,  
stichen  
hat!  
Phant  
vermö  
ma he  
als ein  
tragen  
schürze  
zu am  
die in  
klagt,  
dert  
Frankf

Gedächtniß zurück. Wolte Gott! ich würde zu seiner Zeit, ich meyne, als ich mich noch auf der Oberwelt befand, die Wichtigkeit der Triumphe eingesehen haben, die ich einst an K. Heinrichs IV. Hofe, als eine angebetete Göttin, errungen hatte und auf die ich einst so stolz gewesen war. Guter Racine, ich wäre jetzt nicht so unglücklich . . . es würde jetzt auf meinem Herzen, nicht so ein namenloser Schmerz, gleich der Last eines Mühlsteines liegen!

K. So seyd doch, schöne Gabrielle, nicht so räthselhaft, sagt mir, was macht Euch so beklagenswerth? Erzählt mir die Schläge Eures Schicksals, vielleicht können sie mir Stoff zu einer Tragödie liefern? — Traurig muß es in dem Innern Eures Seyn's unstreitig aussehen, denn dieß verräth theils Euer vernachlässigter Anzug; theils Euer Blick und theils der Cypressenkranz, den Ihr ohne Zweifel, als das Sinnbild Eurer Schwermuth, an den beklommenen Busen preßet.

G. (ganz leise, indem sie auf ihr Herz hinzeigt.) Hier, hier diese Stelle, durchbohrt mit tausend Dolchstichen ein Weh, das noch kein Sterblicher empfunden hat! Ja würdet Ihr dasselbe kennen und Kraft Eurer Phantasie zu der Seele eines Trauerspiels umzubilden vermögen, dann möchte Euch dieses ganz originelle Drama heutzutage auf der Oberwelt gewiß mehrere Louisdor's als einst Eure Esther oder Phädra, in Frankreich eintragen. Ihr müßtet aber, um den Knoten recht zu schürzen und die Zuschauer oder Leser Eurer Tragödie recht zu amüsiren, Gallia, als eine Dame auftreten lassen, die in den schmerzhaften Gefühlen, über die Zerrüttungen klagt, die der Genius einer Gabrielle vor etwa zweyhundert Jahren, so leichtsinnig, an dem Volkscharakter der Franken, vollzogen hat.

N. (erschrocken.) Ei, ei was redet Ihr, bedauerungswürdige Gabrielle! (für sich.) Es mag mit ihrer Melancolie schier seine richtige Bewandtniß haben, denn sicher wandelt sie jetzt der Paroxismus eines Deliriums an.

G. (die etwas von den letzten Worten zu vernehmen schien.) O lieber Racine, ich bin nur zu sehr gegenwärtig, als daß ich nicht wissen sollte, was ich rede. Jedes Wort, das aus meinem Munde jetzt fährt, trägt den Stempel der Ueberlegung an sich. Wer reif für das Zuchthaus oder den Narrenturm ist, fühlt gewiß die peinigende Lage seiner Gewissensbisse nicht so lebhaft als ich.

N. Gewissensbisse? Gabrielle . . . ! Was schlägt Euer Gewissen so sehr?

G. Jeder blutige Schatten, der aus Frankreich zu uns herüber kömmt — jedes Blatt, das ich in der Gazette de France, oder dem Moniteur umschlage. — Wie erschrocken hebt alles an mir, wenn ich von einem Transport höre, der an den Ufern des Acheron's, einen Schwarm unserer Landleute aussetzt, die die furiöse Harpie des Bürgerkriegs, an die Gränzen unserer Gefilde getrieben hat.

N. Verzeiht mir's, ich verstehe Euch nicht, was Ihr da, von dem Zartgefühl Eures Gewissens angetrieben, sprecht.

G. So wendet Eure Blicke auf die vorüberziehenden Frankenschwärme hin. Merkt Ihr's nicht, wie ein jeder mit drohendem Finger auf mich hinweist?

N. Blenderey! Seyd doch nicht so präjudiziös. (indem er sein Vergrößerungsglas hervorzieht und dasselbe sich an's Auge setzt.) Ach, Ihr habt Recht; alle die vorübergehenden da scheinen bey Eurem Anblicke zu flühen und Euch scharf auf's Auge zu nehmen. Aber was liegt

denn in ihrer Drohungsmimik für Euch, schöne Gabrielle, ominöses und beunruhigendes?

G. Ach daß Ihr mich zu einem so harten Geständniß zwingen wollet! Merkt Ihr nicht, daß mir ein jeder mit seinem Wink' sagen will: „Du eitle Thörin, die ein Thron und der Glanz einer Krone verblendet hat, bist auch zum Theil an den Zerrüttungen Schuld, die die Familien des fränkischen Volks zerrissen und bis jetzt noch mit tausend und tausend Unglücksfällen heimsuchen, die ihnen die Thür zum Staatswohl und der Bürgerruhe eingezogen, hart verriegeln. Du hast mit dem Interesse deiner Eitelkeit, an dem Hofe des besten der Fürsten, dem Zwietrachtämon, in den nachtumwölkten Hallen der Volkstauschung das Leben gegeben, der seit deinem Zeitalter, unter teuflischen Mänteln, die lodrende Fackel des Aufruhrs, in seinen Räuberklauen schwingend, bemüht gewesen war, die mit dem Blute unserer Väter geheiligten Bande, aufzulösen, die treue Unterthanen an ihren rechtmäßigen Souverain schließen. Den ersten Grund zu den Klagen des französischen Volks hast du gelegt: der Klagen, die seit Jahrhunderten an den Stufen des königlichen Thrones, oft in einer fürchterlichen Stimme, ertönt. Hätte dein Fuß die Residenz unserer Könige nicht betreten, so würde Navailles, nie zum Zweytenmal den grausamen Dolch, auf das Leben des wackern Königs Heinrich IV. geschliffen haben!“ O Accine, Accine wie hart quölen diese Vorwürfe! Sie übersteigen die Folter, die ein feuriger Brand, auf den kahlen Schitel eines menschlichen Hauptes, zu erzeugen vermag.

R. (die Hände über seinem Kopf zusammenschlagend.)  
Gabrielle — was redet ihr! Entziffert mir parapsallisch nach einem Wink, von jenen uniformirten Schreckpönten:

men dort, und Ihr macht mir bange, um das Wichtig-  
seyn in Eurem Kopfe. Gabrielle!!

G. O Racine, Ihr könntet gegen mich so grausam  
seyn — gegen mich, die ich die unglücklichste unter allen  
Sterblichen bin? Ihr könntet mich bald für wahnsinnig  
erklären? Ein schönes Compliment! Nur zu leicht ist  
mein Verstand. Doch sollt ich Euch bey allen dem noch  
mit dem Geständnisse meiner Gewissensvorfürfe und dem  
Bekentnisse der Schuld, in tiefer Entfernung zum Theil,  
den Grund zu den jetzigen Zänkereyen in Frankreich ge-  
legt zu haben (was Ihr als ein seltenes Phänomen be-  
trachten müßet, wenn Ihr die Tiefen des weiblichen Cha-  
racters kennet) zu hyperbolisch, paradox und thöricht ver-  
kommen, so zieht die Geschichte der Franken zu Rathe.  
Ach Racine, die frappante Rolle sollte Euch unbekannt  
seyn, die ich einst an der Seite des tapfern Königs Hein-  
richs IV. gespielt habe? Nehmt doch hierüber den wigeln-  
den D'Aubigné, oder die, von dem General-Advokaten  
Servin gesammelten Briefe in die Hand, die Heinrich an  
mich, wenn ihn der Heldenruf, hin in die Schlachtge-  
filde von meiner Seite abforderte, geschrieben hat, und  
Ihr werdet Euch, von dieser merkwürdigen, ich möchte  
sagen, monströsen Scene meines Lebens, zur Genüge  
überzeugen.

R. Aha . . . Zielet Ihr dorthin aus? Nun denn,  
so mag ich Eurer Melancholie, Eurem Schmerz und  
Eurem von dem Rütteln der Nonne erwaekten Jugendge-  
fühl, arme Gabrielle, alle Gerechtigkeit wiederfahren  
lassen.

( Der Beschluß folgt. )

### Das betrunkene Regiment.

„Oft mußten wir, erzählte ein preussischer Infanz-  
erist, in Frankreich große Noth leiden, da wir die Dör-

fer und Städte immer leer und nichts zu leben fanden. Bisweilen glückte es uns indessen, verborgene Magazine zu finden, und diese gingen allemal rein auf. Einst hatten wir, irre ich nicht, so war es in der Gegend von Raon, mit vieler Mühe etwas Brod aufgetrieben; aber an einem Trunkte fehlte es völlig. Durch einen sonderbaren Zufall gerieth einer unserer Leute auf den Gedanken, unter einer Windmühle, um welche das Erdreich ziemlich locker zu seyn schien, eine Schatzgräberey anzustellen. Er entdeckte bald ein großes Lager von Weinflaschen, die mit Champagner gefüllt, und hier sehr übel aufbewahrt waren. Der Vorrath war ungeheuer, und wir gruben deren in einem weiten Umfange, dicht an einander geschichtet, nicht weniger als 12,000 Stück aus. Davon blieb dem geizigen Eigenthümer nicht eine. Alles fiel darüber, als über ein Gemeingut her, und nahm so viel, als jeder erhalten konnte. Nun ging es an ein Zechen, und da wir mit dem Öffnen der fest verpichteten Flaschen ohne Korkzieher nicht umzugehen wußten, so lernten wir bald die Hälse mit seltener Geschicklichkeit abschlagen. Sonderbar genug sah es aus, als der brausende Champagner auf allen Gesichtern mouffirte, und sie mit Schaum bedeckte. Die Wirkung konnte nicht fehlen. Jeder hatte mehrere, viele von uns ein halbes Duzend Flaschen erhalten. Schon ziemlich erleuchtet brachen wir aus unserm Bivouaq auf, und traten einen der lustigsten Marsche an, die jemals gemacht worden sind. Unaufhörlich wurden den noch vorhandenen Flaschen die Hälse gebrochen, und mehrere Meilen war die Straße damit bedeckt. Von unserm ganzen Regimente war auch nicht Einer, der nicht tüchtig berauscht gewesen wäre. Sicher ist das der erste und vielleicht einzige Fall, daß ein ganzes Regiment sich in Champagner-Wein total betrunken hat. Wir

Hatten die Avant-Garde, und die Armee folgte am folgenden Tage. Welchen Weg wir genommen hatten, brauchte sie nirgend zu fragen, wir hatten ihnen der Wegweiser zu Tausenden hinterlassen, um deren Inhalt sie uns freylich sehr beneiden mußten. Da wir späterhin retiriren mußten, (es war im März 1814. und diese Gegend wieder durchzogen, waren die Bauern, die entsezlich über den verlorenen Schatz aufgebracht worden, verwegen genug, die gesammelten leeren Flaschen von den Böden herunter uns auf den Rücken zu werfen.“

### Schicksal der Weiber in der italienischen Schweiz.

Eine der ersten Folgen des Elendes bei einem gesunkenen Volke ist die Sklaverey der Weiber. Ein Reisender erzählte Folgendes: „Ich wunderte mich, in der so gebirgigten italienischen Schweiz keine Eseln anzutreffen, und fragte einen Bauer, warum in seinem Lande keine Eseln gehalten würden. Der Bauer bewies mir im völligem Ernste, daß ein Weib mehr und besser arbeite, als ein Esel. Wirklich sind das selbst die Weiber nur Lastthiere ihrer Männer. Noch mehr: weil die Männer den Sommer hindurch ausser Landes leben, so werden sie bei der Rückkehr in die Heimath ihren Haushaltungen gleichsam fremd. Ich habe Häuser gekannt, wo der Mann nicht mit seiner Frau speiste, sondern sich bei seinen Mahlzeiten von ihr bedienen ließ: hernach aß die Hausmutter mit ihren Kindern, was der Vater übrig gelassen hatte. Auch folgende grausame Sitte ist in der italienischen Schweiz anzutreffen: Blut mit Milch zugerichtet, ist daselbst ein Lieblingsgericht. In Canis verkaufen die Fleischer das Blut Laffenweise, und um davon immer in Bereitschaft zu haben, lassen sie die Thiere, die sie tödten wollen, sich aus kleinen Aderöffnungen verbluten, so daß man Tag und Nacht das Geschrey der Todesangst dieser armen Schlachtopfer hören kann.